

Verpflichtungen aussprechen und auch Informationen über die Kursanbieter_innen an die zur Teilnahme Verpflichteten weitergeben, bilden die Behörden eine eigene Zielgruppe der Informationen.

Die Kursteilnehmer_innen benötigten deshalb Hilfe und verfügten nicht über Möglichkeiten, die Informationen selbst zu finden. Ihre sprachlichen Ressourcen waren vielfach keineswegs dienlich und verloren deshalb ihren Status als Ressourcen. In den Interviews war diese Umdeutung von Ressourcen zu Defiziten durch die Interviewten selbst spür- und greifbar.

5.5 Felder der Mehrdeutigkeit

Die deutschsprachige Umwelt, mit der Inci noch ohne Deutschkenntnisse konfrontiert wurde, erschien ihr beängstigend und machte sie scheinbar handlungs- und reaktionsunfähig. Dann wandelte sich die Bedeutung dieser Umwelt zu einem anregenden Lernort, in dem sie die Möglichkeit sah, selbstgesteuert und autonom ihre Lernprozesse voranzutreiben. Beide Bedeutungen der deutschsprachigen Umwelt, als passivmachend und einschüchternd einerseits und anregend, gestaltbar und fördernd andererseits, generalisierte sie zu Eigenschaften des Sozialraumes. Das ist erkennbar daran, dass Inci beide Interpretationsmöglichkeiten auch ihrer Nachbarin unterstellte und diese dann ermutigte, die Umwelt in der zweiten Interpretation als Lernort wahrzunehmen und zu nutzen. Die Bedeutung der Umwelt ist also auch der individuellen Entscheidung zugänglich und insofern vom eigenen Habitus innerhalb dieses Sozialraumes abhängig. Ob man also der einschüchternden Umwelt ausgeliefert ist oder sie zum eigenen Nutzen gestaltet, ist entscheidungs- und handlungsabhängig. Die Variable, die darüber entscheidet, ist die eigene Selbstwirksamkeit. Ihre Ermutigung der Nachbarin kann man also als Empowerment-Strategie interpretieren, diese Selbstwirksamkeit zu erhöhen und damit den Perspektivwechsel vorzunehmen, der in die Handlungsfähigkeit und Autonomie führt.

Auch die Deutschkenntnisse in der Familie waren ein Feld der Mehrdeutigkeit. Inci war diejenige, die ihrer Einschätzung nach in der Familie über den niedrigsten Kenntnisstand verfügte. Ihre Kinder waren deutsche Erstsprecher_innen, da Inci und ihr Ehemann sich entschieden hatten, mit den Kindern ausschließlich Deutsch zu sprechen. Inci geriet nun in die Rolle der Deutschschülerin ihrer Kinder, lernte von ihnen und wurde auf Fehler hingewiesen. Gleichzeitig war es ihr Anspruch, sich an der Bildung ihrer Kinder zu beteiligen und sie zu fördern. Ein gravierender Rollenkonflikt ist daraus nicht ableitbar, wenn auch wohl ein gewisses Unwohlsein mit der Situation vorgelegen haben könnte. Incis Reaktion war eine sehr hohe Motivation, Deutsch zu lernen, um ihren Kindern dann helfen zu können, statt selbst von ihnen Hilfe annehmen zu müssen.

Incis Deutschkenntnisse waren im Vergleich zu ihrer Familie zwar auf einem niedrigeren Sprachbeherrschungsniveau, aber von ihnen hing die Existenz der ganzen Familie ab. Für das Ausländeramt spielten allein Incis Deutschkenntnisse und das Ergebnis des Integrationskurses eine Rolle bei der Entscheidung, ob sie die gewünschte Arbeitserlaubnis erhält und dann mit ihrer Arbeit die Existenz der Familie sichern kann. Die Deutschkenntnisse der anderen Familienmitglieder fielen überhaupt nicht ins Gewicht. Die Entscheidung, ihre Kinder als deutsche Erstsprecher_innen aufwachsen zu lassen, beeinflusst auch die Reaktionsmöglichkeiten auf ein mögliches Scheitern im Integrationskurs. Sie sprach zwar nicht davon, aber selbst bei dauerhafter Existenzunsicherheit wegen einer stets befristeten Arbeitserlaubnis wäre ein Umzug in die Türkei ausgeschlossen. Dort könnte die Familie an nichts anknüpfen und ihre Kinder könnten sich ohne Türkischkenntnisse dort nicht einmal verständigen.

Aus diesen Mehrdeutigkeiten oder sogar Widersprüchen folgte jedoch kein konflikthafte Geschehen. Wahrscheinlich blieb es aus, weil die aus ihnen folgenden Reaktionsmuster sich nicht widersprochen. Inci reagiert auf beide Bedeutungen ihrer Deutschkenntnisse mit derselben Lösungsstrategie, nämlich mit der Entscheidung und hohen Motivation zum Deutschlernen.

Insofern ist die Mehrdeutigkeit eines Feldes nicht zwangsläufig mit einer Konflikthaftigkeit verbunden. Eine Konflikthaftigkeit ergibt sich nur dann, wenn die Reaktionsmuster, die aus der Mehrdeutigkeit folgen, widersprüchlich sind. Daraus lässt sich auch ableiten, dass gesellschaftliche Deutungsmuster und widersprechende eigene Erfahrungen dann konflikthafte Folgen entwickeln, wenn sich aus beiden unterschiedliche Reaktionsmuster ergeben.

Dies lässt sich am Beispiel der Parallelgesellschaft zeigen. Inci wurde mit dem Deutungsmuster der Parallelgesellschaft konfrontiert, denn ihr wurde gesagt, weil die Ausländer_innen im gleichen Stadtquartier wohnen, seien Deutschkenntnisse für sie nicht notwendig. Daraus leitet sich das Reaktionsmuster ab, die Herkunftssprache zu sprechen, um sich im Alltag zu verständigen, und zwar unter der Annahme, dies sei überall im eigenen Quartier problemlos möglich. Incis Erfahrung ist jedoch, dass die Verständigung auf Türkisch ihr nur in Ausnahmefällen möglich ist, die sich nicht einmal von selbst ergeben, sondern die sie selbst herstellen muss, indem sie im öffentlichen Raum auf eine türkische Frau mit Kopftuch wartet. Gesellschaftliche Deutungsmuster zu Migrant_innen und Integration generieren also ebenfalls Felder der Mehrdeutigkeit, die sich dann für die Mehrheimischen als konflikthafte darstellen, wenn das unterstellte Reaktionsmuster nicht den tatsächlichen Möglichkeiten entspricht. Die Tatsache, dass für diejenigen, die dem Feld äußerlich bleiben und die deshalb gar kein Reaktionsmuster realisieren müssen, diese Konflikthaftigkeit nicht erfahrbar ist, scheint die Stabilität dieser gesellschaftlichen Deutungsmuster sogar noch zu begünstigen. Die Selbstverständigung der Gesellschaft mithilfe gesellschaftlicher Deutungsmuster über Migrant_innen und

ihre Integration führt also neben der Stabilisierung der Gesellschaft über die diskursive Bestätigung der Gültigkeit ihres Symbolsystems zu einem Feld der Mehrdeutigkeiten, das sich in einer Konflikthaftigkeit der im Diskurs unterstellten und der tatsächlich realisierbaren Reaktionsmuster zeigt.

Es gibt also zwei Typen von Feldern der Mehrdeutigkeit, die ein wesentlicher Unterschied definiert: Im ersteren Fall generieren unterschiedliche alltagspraktische Bedeutungen ein empirisches Feld, etwa eine unterschiedliche Bedeutung der deutschsprachigen Umwelt als die Interaktion hemmend oder als Lernort fördernd. Im zweiten Fall generiert ein symbolischer Diskursbeitrag, etwa die Behauptung einer Parallelgesellschaft, eine Bedeutung, die aufgrund ihrer Machtwirkung hegemonialer Diskurse die Mehrdeutigkeiten mit einer Hierarchie versieht. Die tatsächlich realisierbaren Reaktionsmuster innerhalb des Feldes stehen dann im Widerspruch zu dominanten Deutungsmustern und werden marginalisiert. Die Abkehr der Mehrheimischen von diesen hegemonialen Deutungsmustern und ihre Hinwendung zu den eigenen Handlungsmustern kann man als einen selbstreflexiven Akt der Befreiung und der Widerständigkeit lesen, sich seine Handlungsoptionen selbst zu erschließen und sich des eigenen Alltags und der eigenen Zukunft autonom zu bemächtigen. So wie Inci dem Deutungsmuster der Parallelgesellschaft mit ihrer eigenen Alltags- und Erfahrungswelt betont widersprach und dann das Feld für die empirisch vorhandenen Mehrdeutigkeiten öffnete, handelte es sich um einen Prozess der transtopischen Raumproduktion, der von Selbstgestaltung und Selbstpositionierung getragen wird.

Ein Feld der Mehrdeutigkeit im Interview mit Sirada war das Internet. Es stand einerseits für einen weltweiten Kommunikationsraum, in dem Interaktionsgelegenheiten zur Verfügung stehen, die fehlende Sozialkontakte am neuen Wohnort im Ruhrgebiet kompensieren sollten. Andererseits war das Internet für sie ein digitales Medium zum Sprachenlernen durch Online-Interaktionen und -Spiele. Siradas Vorstellung, dass im Internet ein Mehr an Kontakten möglich sei, erfüllte sich durch den Charakter des Internets als digitales Kommunikationsmedium von selbst. Es gehört zum Wesen des Chatrooms, dass dort interagiert wird. Die Interaktionen sind jedoch situativ und generieren kein alltagstaugliches soziales Netz. Das Schreiben in einer Rolle während eines Online-Spiels kann als Form einer »simulierten adressatenbezogenen Schreibsituation« (STORCH 1999: 269) interpretiert werden. Hier kann der Schreibende authentisch in seinem Ich agieren und auch persönliche Inhalte preisgeben oder sich ausschließlich in einer Rolle bewegen, denn die Norm der Authentizität gilt in der digitalen Kommunikation im Internet nicht. Ob authentische Selbstaussagen getätigt werden oder nicht, ist letztlich beliebig und weder verifizierbar noch falsifizierbar.

Sirada bewegte sich hier also in einem Feld, das Interaktionen von vornherein nur unter dem Duktus der Simulation ermöglichte. Sie konnte dadurch in einer größtmöglichen Bandbreite an Formen und Inhalten ihren Selbstausdruck auspro-

bieren und das Interagieren in deutscher Sprache üben. Die Interaktionen fanden damit ohne den prägenden Einfluss der Normen und Werte statt, die reale Freundschaften kennzeichnen. Das Internet ist ein Ort, an dem digitale Kommunikationsregeln, nicht aber soziale Beziehungsregeln gelten. Werden letztere reproduziert, etwa durch Verabredungen mit Online-Kontakten zu einem weiteren Chat, kann keiner der Chat-Partner_innen die Einhaltung einfordern oder sanktionieren, wie es etwa bei der Nicht-Einhaltung von verabredeten Telefongesprächen oder Treffen im realen Leben der Fall ist.

Sirada profitierte beim Deutschlernen vom Simulationscharakter der Interaktionen im Internet, während sie sich jedoch tragfähige Freundschaften im realen Leben wünschte. Die Mehrdeutigkeit des Internets generierte ein Spannungsfeld in der Erfüllung ihrer Interaktionswünsche einerseits und der Nichterfüllung ihrer Wünsche nach authentischen Freundschaften andererseits.

Ein weiteres Feld der Mehrdeutigkeit ist die Schrift. Eigentlich als Unterstützung des Lernprozesses gedacht, wird sie für Sirada selbst zum Lernanlass. Sirada nutzte für die Interaktionen im Internet die Tastaturschrift. Gerade die schriftlichen Interaktionen kamen ihr entgegen, da sie ihr Zeit ließen, ein Wörterbuch zu nutzen und vor dem Antworten in Ruhe nachzudenken, was sie schreiben wollte. Sich in der schriftlichen Kommunikation zu verbessern, war eines ihrer erklärten Ziele. Dem gegenüber stand die Unverständlichkeit der Schreibschrift von Lehrenden im Integrationskurs, die ein dauerhaftes Problem darstellte und für deren Lösung sich bisher kein Weg zeigte.

Die deutsche Schrift kennzeichnete für Sirada zwei sich widersprechende Aspekte: Einerseits war sie als Tastaturschrift ihr bevorzugtes Mittel zum Lernen im Internet, andererseits als unentzifferbare Schreibschrift an der Tafel die größte Barriere im Deutschunterricht. So erfüllte die Schrift verschiedene Funktionen: Sie war bestärkendes Mittel und Instrument zum Zweck des Lernens und Übens und sie war normativer Appell und erinnerte Sirada an noch fehlende Kompetenzen. Sie charakterisierte die Schreibschrift als ein »Schreiben wie bei der Unterschrift«⁵⁷. Sie empfand es als eine Notwendigkeit und ihre Verantwortung, zu lernen, diese Schrift zu entziffern. Ihr war aber nicht bewusst, dass es so etwas wie eine Schreibschrift überhaupt als regelgeleitetes Schreiben gibt und ging davon aus, es würde ohne Regeln, auf eine individuelle und beliebige Weise geschrieben. Die deutsche Schrift mit Tastatur-, Druck- und Schreibschrift als ihren Formen bildete dieses Feld der Mehrdeutigkeit.

Floreaan erlebte die deutsche Sprache als ein feststehendes System und war motiviert, sich dem Dogma der Korrektheit unterzuordnen. Er orientierte sich stark an Erstsprecher_innen und naturalisierte sie als Muttersprachler_innen. Er war

57 Interview mit Sirada, S. 5, Z. 191.

überzeugt, dass jede_r durch seine_ihre Erstsprache einen typischen Sprachhabitus auch in einer Zweitsprache aufweist und ihn mit anderen Erstsprecher_innen teilt. Er versuchte auch, sich dem sprachlichen Habitus der Erstsprecher_innen anzupassen, soweit es ihm möglich war. Ein Kurs für Schauspieler_innen, in dem sie für eine Filmrolle in wenigen Tagen den sprachlichen Habitus einer Sprache erlernen sollen, schien ihm auch für sich selbst geeignet und er äußerte, an solch einem Kurs teilnehmen zu wollen, wenn es möglich wäre.

Die Authentizität des Sprechhandelns eines_einer Erstsprecher_in kann ein_e Zweitsprecher_in nicht erreichen, könnte man den Glaubenssatz hinter seiner Auffassung formulieren. Es bliebe dann nur die Nachahmung. In der Nachahmung, so legten Floreans Äußerungen nahe, ist ein hohes Annäherungsniveau erreichbar. Es bliebe aber eine schauspielerische Leistung und somit eine Imitation.

Zu diesen Vorstellungen, die durch ihre normativen Implikationen zu einem linguistischen Korsett werden können, entwickelte Florean einen mehrheimischen Gegenentwurf. Dieser Gegenentwurf führte weg von der Konstruktion des_der Erstsprecher_in als sprachlichem Idealtypus und hin zu einer ganz neuen Rolle, die Florean selbst beispielhaft einnahm: Er sah sich als »Sprachermittler«⁵⁸, der die Dinge »kreativ« sagt, neue deutsche Wörter entwickelt und »ein bisschen künstlerisch Sachen« sagt⁵⁹. Gerade durch das Moment der Fremdheit zwischen dem_der Zweitsprecher_in und der Sprache bildet sich ein Freiraum, der kreativ gefüllt werden und zur Entwicklung von neuen Wörtern und einem neuen Umgang mit dieser Sprache führen kann. Der neu entstehende sprachliche Raum, der Zweitsprecher_innen offensteht, ist ein transtopischer Raum des sprachlichen kreativen Handelns und Lernens. Sprachermittlung, wie Florean es nannte, ist die detektivische Durchdringung der Sprache, ist kreatives Tun und die künstlerische Veränderung der Sprache. An diesem transtopischen Sprach- und Lernort geht es nicht um die Aneignung und Umdeutung migrantisierter Begriffe oder statisierter Beschreibungen migrantischer Lebenswelten, die auf einem Othing von Mehrheimischen basieren. Hier geht es um einen veränderten Umgang mit Sprache, der die Infragestellung der Hegemonie und der Privilegierung von Erstsprecher_innen einschließt. Eine Aneignung und Inkorporierung von Sprache geschieht nicht wie bei Erstsprecher_innen unbewusst und auf einem als naturalisiert verstandenen Weg, sondern in einem kreativen Akt der Kognition und Reflexion auf Basis mehrheimischer »Lebenserfahrung«⁶⁰.

»Mit Ludwig Wittgenstein behaupten die Konstruktivisten: Die Grenzen unserer Sprache sind die Grenzen unserer Welt«, konstatiert Siebert (SIEBERT 2002: 36). Mehrheimische Lebenswelten lassen sich mit Sprache nur abbilden, wenn ein dazu

58 Interview mit Florean, S. 2, Z. 56.

59 Interview mit Florean, S. 6, Z. 200-202.

60 Interview mit Florean, S. 2, Z. 70-72.

geeignetes sprachliches Inventar zur Verfügung steht. Ein kreativer Umgang mit Sprache und die Erfindung eines neuen, die Lebenswelten abbildenden Vokabulars statt der Imitation von Erstsprecher_innenhabitus sind Strategien, diese Grenzen aufzubrechen und ermöglichen ein neues Sprechen über die Welt.

Moufid erlebte Brüssel als eine widersprüchliche Stadt. Er erzählte, dass nur die Landessprache Französisch die Alltagskommunikation präge, obwohl die Stadt offiziell bilingual sei. Er wollte die Interaktionsmöglichkeiten der Stadt nutzen, um die beiden offiziellen Sprachen zu üben und Niederländischkenntnisse zu erwerben und zu verbessern. »Ich bin frei«⁶¹, fügte er der Feststellung hinzu, er könne mit seinen Sprachkenntnissen dann in Belgien, aber auch Frankreich und Holland eine Arbeit suchen. Die offizielle Bilingualität der Stadt versprach zahlreiche spontane Gelegenheiten, in beiden Sprachen zu interagieren. Diese Gelegenheiten konnte Moufid jedoch zur niederländischen Sprache nicht entdecken. Stattdessen stellte sich die Situation im urbanen Alltag so dar, dass er über persönliche Bekanntschaften mit Personen, die niederländischsprachig sind, hätte verfügen müssen. Aber, »ich kenne hier niemanden, der Niederländisch spricht«⁶², stellte er fest. In der offiziell bilingualen Stadt schien für ihn Niederländisch marginalisiert. Der offizielle Status hatte die Erwartung bei Moufid geweckt, dass diese Sprache auch den urbanen Alltag prägt, ohne dass Interaktionsgelegenheiten selbst aktiv gesucht und hergestellt werden müssen. Die Erfahrung zeigte ihm jedoch, dass diese Erwartung nicht zutraf.

Für Dilara war die Stadt Lebens- und Lernort. Die Lernprozesse im Inburgeringstraject hatten den Alltag, die Kommunikation, urbane Mobilität, Arbeit und die Inklusion in die sozialen Prozesse der Stadt zum Gegenstand. Gleichzeitig war die Teilhabe am urbanen Alltag auch Lernmethode und -ziel. So überschritten sich Lernen und Leben und bildeten Querverbindungen, Überkreuzungen und Verzahnungen. Die Entdeckung der Stadt und viele Ausflüge gehörten zum Unterrichtsprogramm des Orientierungskurses (MO). Deshalb bekam Dilara die Kosten des Abonnements für den öffentlichen Nahverkehr mit Beginn ihrer Kursteilnahme erstattet. Alltägliche gesellschaftliche Teilhabe beruht auf Handlungspraxen, die im Rahmen des Orientierungskurses (MO) zu curricularen Inhalten und Unterrichtsgegenständen reformuliert werden. Als solche enthalten sie implizit die Aussage, dass Teilhabe am urbanen Alltag auf erlernbaren Fertigkeiten basiert. Da der Orientierungskurs (MO) in vielen Erst- und Kontaktsprachen stattfindet, kommt noch die implizite Aussage hinzu, dass Teilhabe am urbanen Alltag auch ohne Sprachkenntnisse in Französisch und Niederländisch möglich ist. Der urbane Lebens- und Lernort spiegelt damit die Alltagspraxis einer transnationalen mehrsprachigen Bevölkerung, die über Interaktionsmöglichkeiten in verschiedenen Kontakt-

61 Interview mit Moufid, S. 2, Z. 57.

62 Interview mit Florean, S. 1, Z. 27-28.

sprachen verfügt. Die Mehrdeutigkeit Brüssels als urbanes Gebilde war für Dilara ein mehrheimischer Experimentierraum, ein *transtopisches Labor*, in dem Teilhabe und Alltagskompetenzen erlernt werden können, sich unterschiedliche Sprachen ergänzen und transnationales Kapital, beispielsweise ihre türkische Erstsprache, eine Ressource ist.

Pierre nahm eine individuelle Verortung von Brüssel vor. Statt den eigenständigen Status als Brussels Hoofdstedelijk Gewest – Région de Bruxelles-Capitale zu reproduzieren, sagte er zu seinen Zukunftsplänen: »Wohnen möchte ich in Brüssel. Brüssel in Flandern (lacht) ... ja, Brüssel in Flandern (lacht)«⁶³ Pierre war Erstsprecher in Französisch, hatte aber den Wunsch, in Flandern zu arbeiten und erlernte zu diesem Zweck Niederländisch. Auch war er überzeugt, dass er die flämischen besser als die wallonischen Eigenheiten verstand. Brüssel lässt sich mit seinem eigenständigen Status weder Flandern noch Wallonien zuordnen. Selbst die Dominanz der französischen Sprache ist nicht Ausdruck einer Tendenz in Richtung Wallonien. Brüssel ist umgeben von Flandern, die Grenze zu Wallonien liegt etwas weiter südlich.

Pierre verortete Brüssel aber mit einem Lachen in Flandern und verband damit zwei seiner Zukunftswünsche: Ein Leben im urbanen, mehrsprachigen und vielfältigen Brüssel und eine Arbeit in Flandern.

Die Bevölkerung in Brüssel identifiziert sich an erster Stelle mit Belgien und Brüssel, sieht sich als Brüsseler_innen und definiert sich nicht über die Zugehörigkeit zu einer Sprachgemeinschaft, wie Janssens festhält (JANSSENS 2008: 9)⁶⁴. Den Französischsprachigen und »neuen Zweisprachigen«, wie Janssens sie bezeichnet, also Menschen jeden Sprachhintergrunds, die beide offiziellen Brüsseler Sprachen beherrschen, liege die Identifikation mit der niederländischsprachigen Gemeinschaft fern (vgl. ebd.) Aber auch die französische Sprache wird bei den für die Identität prägenden Merkmalen erst an vierter Stelle genannt, denn an erster Stelle sehen sie sich als Brüsseler_innen, Belgier_innen und Europäer_innen (vgl. ebd.). Wie bereits dargestellt wurde, macht Belgien den Neankömmlingen das Identifikationsangebot, sich ebenfalls als Belgier_innen zu sehen, denn von der Allgemeinheit der Belgier_innen werden mit dem Begriff »*Belges de souche*« (VANDECANDELAERE 2013: 18) sprachlich nur diejenigen herausgehoben, die über keine familiäre Zuwanderungsgeschichte verfügen.

Pierre identifizierte sich auch nicht mit der flämischen Bevölkerung in Brüssel oder in Flandern, aber er äußerte seine Kenntnis über die Eigenheiten dieser Gemeinschaft. Er identifizierte sich also nicht mit der französischsprachigen Wallo-

63 Interview mit Pierre, S. 3, Z. 79.

64 JANSSENS, RUDI (2008): »Taalgebruik in Brussel en de plaats van het Nederlands«, Brussels Studies [En ligne], Collection générale, n° 13, mis en ligne le 07 janvier 2008, consulté le 14 avril 2020. <http://journals.openedition.org/brussels/515>; DOI: <https://doi.org/10.4000/brussels.515>

nischen Gemeinschaft und nahm auch nicht an, dass er ein besonderes Verständnis für sie habe, sondern er vermutete auf seiner Seite Unwissenheit und Fremdheit, die dazu führen könnten, dass er in Wallonien weniger gut zurechtkommen würde. Obwohl er Erstsprecher der französischen Sprache war, nahm er keine Nähe zur wallonischen Bevölkerung in Bezug auf kulturelle Eigenheiten, Gewohnheiten und Handlungspraxen an. Für Pierre bildeten Sprache und Kultur keine Einheit. Der urbane Alltag Brüssels ist mehrdeutig, lässt sich über verschiedene Bezugspunkte fokussieren und weiter ausdifferenzieren, beispielsweise geografisch, sprachlich, kulturell oder politisch. Pierre ging kreativ mit den Versuchen um, Brüssel zu charakterisieren und zu verorten und argumentierte von seinen eigenen Zukunftsplänen aus. Die Wendung *Brüssel in Flandern* bündelte seine Vorstellung von seiner eigenen Zukunft und wie er sie gestalten wollte.

5.6 Inburgering, Integration und Verweise auf gesellschaftliche Deutungsmuster

Zu Beginn dieser Studie hat sich gezeigt, dass die gesellschaftliche Integrationsdebatte in erster Linie eine Selbstverständigung der Gesellschaft über ihre gültigen Normen des Othering darstellt.

Die Interviews zeigten einen Einfluss der gesellschaftlichen Integrationsdebatte auch auf das Integrationsverständnis der Teilnehmenden.

Inci argumentierte entlang der defizitorientierten Debatte, wenn sie davon ausging, Integration sei die Notwendigkeit und Verpflichtung an Ausländer_innen mit mangelnden Deutschkenntnissen, die deutsche Sprache soweit zu lernen und zu verinnerlichen, dass ein den deutschen Sprecher_innen identischer Sprachhabitus erreicht wird. Ziel von Integration ist demnach die vollständige sprachliche Assimilation. Bei der Analyse konnte herausgearbeitet werden, dass Inci deutsche Sprachkenntnisse als *Vorleistung* zum Aufenthalt und nicht als *Folge* des Aufenthalts in Deutschland verstand und die Legitimation aus der Intentionalität ableitete: *Weil die Ausländer_innen in Deutschland leben wollen, kann man von ihnen auch eine Leistung, nämlich die sprachliche Assimilation, verlangen.* Damit spiegelte Inci ihre eigene Erfahrung, denn ihre Arbeitserlaubnis und damit die Existenz ihrer Familie wurde an ihr Bestehen des Integrationskurses gekoppelt. Ihr eigentliches Ziel, als Tagesmutter selbstständig zu arbeiten oder einer anderen Vollzeit-Berufstätigkeit im sozialen Bereich nachzugehen, um den Unterhalt der Familie zu sichern, wurde von Amts wegen verschoben. Dass auch dies als Integration hätte verstanden werden können, ist Incis Erfahrung unter den bestehenden Umständen erst einmal nicht zugänglich.

Inci selbst löste sich jedoch von Kategorien kultureller Integration und sprach stattdessen vom universellen Menschsein, für das Sprache, Herkunft, Kultur und